Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 36

Artikel: Wrack
Autor: Wiegand, Carl Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-752498

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WRACK

Eine erlebte Geschichte von Carl Friedrich Wiegand

Zwei Wochen schon wütete das schlechte Wetter. Viele Kurgäste reisten ab, obwohl es Mitte Juli war. Am Strand zeigte sich weit und breit keine Menschenseele. Die Luft war rauh und das Meer ungebärdig. Nur den Strandläufer sah man, der nach jeder Flut seine Tour machte, ob nichts angespült sei.

Ich war froh, daß das Meer stark bewegt war und ließ mich nicht abhalten, meinen täglichen Lauf zu machen. Eine halbe Stunde entfernt, lag in der Brandung ein Dampfer. Man konnte ihn bei klarem Wetter am Horizont deutlich sehen. Vor Jahren war er in einer Sturmnacht durch Stromversetzung gestrandet. Dieses Wrack war mein tägliches Ziel.

Auch ein hochgewachsener, hagerer Holländer, der ebenfalls im Kurhotel wohnte, teilte meine Vorliebe, bei Wind und Wetter an der Brandung zu laufen. Er trug über seinem wetterfesten Regenanzug einen großen Gummimantel mit Kapuze. Wenn ich auf die Strandstraße trat, kam er von seinem Spaziergang meist schon zurück.

Er war ein menschenscheuer Mann, der jedermann feindselig und verweisend ansah.

Wie wir häufig im Leben, zu unserem eigenen Erstaunen, die Erinnerung an die kleinsten Vorfälle behalten, war mir der Blick des Holländers haften geblieben. Er hatte mit seinen großen grauen Augen, die einen Stich ins Schwärzliche hatten und vom Oberlid drohend überdacht waren, nur den Teil einer Sekunde mich angesehen. Dieser Blick aber brachte mir einen Vorfall ins Gedächtnis, den ich vor Jahren in Baden-Baden auf der Promenade beobachtet hatte, als ein Herr es wagte, eine schöne, vornehm aussehende Dame, die er einmal gekannt haben mochte, anzusprechen. Jene Dame verhielt einen Atemzug den Schritt, schien im Stolz zu wachsen, und ihr Blick sagte: «Aus meinem Weg!»

Genau so hatte der Holländer, obschon er mir völlig unbekannt war, mich angesehen, mit einem Blick des Stolzes und der Menschenverachtung. Ich schaute ihm eine Zeitlang nach und ging dann meines Weges.

Nach vier Tagen änderte sich das Wetter vollkommen. Der Sand wurde trocken, weich und heiß. Die Sonne blitzte auf dem glänzenden Schild des ruhigen Meeres, das kraftlos und gemächlich in der Fläche des Strandes verebbte.

Ich war einige Tage am Spazierengehen verhindert durch eine Fülle von Korrespondenzen, die ich erledigen mußte. Nun aber kam der Tag, an dem ich mir das Wrack genau ansehen konnte.

Es war Ebbe. Ich beeilte mich, um vor dem Eintritt der Flut am Ziel zu sein.

Als ich zehn Minuten gegangen war, vernahm ich einen Schuß, der in dem ungemessenen Raume verklang, wie die Entladung einer Kinderpistole. Er schien aus der Richtung des Wracks zu kommen. Ich blickte einen Augenblick auf, aber da ich durch die Jagden in den Dünen an dergleichen gewöhnt war, legte ich dem keine weitere Bedeutung bei.

Ich hatte das gestrandete Schiff noch nie in der Nähe gesehen, weil sonst die Brandung es umtoste; heute aber war das Meer derart zurückgewichen, daß das Schiff auf dem Trockenen zu liegen schien.

Eine innere Unruhe hatte mich erfaßt, denn es war das erste gescheiterte Schiff, das ich in der Nähe betrachten konnte. Also beflügelte ich meinen Schritt.

Wie Rumpf und Knochen eines Urwelttieres im Wüstensand, so ragten die Rippen des von den Wogen gebrochenen Schiffskörpers empor.

Unheil thronte über dem Orte.

Die Brandung hatte mit der Zeit viel Sand herangetragen, aber immer noch zeigten sich die gewaltigen eisernen Steven, deren Abstand einen Maßstab von der Größe des Schiffes gab. Alles, was niet- und nagellos war, hatte die Brandung fortgetragen. Anderes war von der Strandbevölkerung losgerissen und heimgeholt worden. Nur das schwere Eisen trotzte allen Raubgelüsten. Auch das Salzwasser hatte versucht am Eisen zu nagen. In wunderlichen Blüten, Brückenstegen und Verzierungen aller Art spann der Rost Krusten, Netze und Schleier um das dauernde Metall.

Der Mast stand ungebogen in dem Chaos der Schiffsmasse. Ein grausiges Denkmal, dachte ich mir, ein Denkmal verwehter Schicksale, verbrauster Stürme: so stehen manche Menschen mitten im Leben!

Der zerschlissene, gebleichte Wimpelfetzten am Kranze des Mastes hing unbeweglich in der Sonnenglut, unbeweglich wie das im Sande festgefahrene Schiff. Als ich näher herzugetreten, sah ich, daß es unmöglich war, einen Einblick in das Schiffsinnere zu gewinnen. Der Wellenschlag hatte tiefe Wasserlöcher rings um das Schiff ausgewaschen. Nur an einer Stelle gelang es, eine Sandbank hinter dem Wrack zu erreichen, aber nur für einen Augenblick, denn die schabernäckische Brandung schreckte den Neugierigen zurück.

Ich stand schon eine Weile, beim Anblick des Totenortes in schattige Gedanken versunken, als ich hinter mir, wie aus weiter Ferne, einen Hilferuf vernahm. Ich wandte mich um und gewahrte den Holländer mit dem abweisenden Blick.

Er konnte aber nicht gerufen haben; denn er schien im Sande fest zu schlafen. Zudem brannte sein Auge mir noch in der Seele: aus meinem Wege!

Den Blick über die hellgrünen Helmgrasbüschel der Düne schweifen lassend, vernahm ich unverhofft zum zweiten Male denselben Laut, wie das Stöhnen eines Erstickenden.

Was war das? Der Holländer? Hob er nicht die Hand? Ich sprang hinzu. Blut quoll ihm aus dem Munde. Eine Schußwaffe lag neben ihm im Sand.

Spiegelnde Reflexe

unterstreichen die Formenschönheit neuzeitlichen Schmucks! Auch dem Haar vermittelt erst der Glanz in einer gepflegten Frisur die ausdrucksvolle Note vollendeter Formenschönheit!

Geben Sie Ihrem Haar diesen Glanz durch regelmäßige Pflege mit Schwarzkopf-„Haarglanz", der jedem Päckchen Schwarzkopf-Extra beiliegt. Schwarzkopf-Extra mit „Haarglanz" gibt es in 2 Sorten: für helles Haar, für dunkles Haar.

Für Blondinen die Spezial-Sorte Schwarzkopf-Extra-Blond zum Aufhellen nachgedunkelten Blondhaares!

SCHWARZKOPF-SCHAUMPON-EXTRA
mit „Haarglanz"

Herren über 40

klagen oft über ein Nachlassen der besten Kräfte. Die Diagnose lautet fast immer: Verminderung bezw. Aufhören der Tätigkeit der Drüsen mit innerer Sekretion. Führen Sie Ihrem Körper die **lebenswichtigen Testis- und Hypophysen-Hormone, die in den «Titus-Perlen» zum erstenmal in gesicherter, standardisierter Form enthalten sind,** zu.

Titus-Perlen

sind das wissenschaftlich anerkannte unschädliche Kombinationspräparat, das alle Möglichkeiten medikamentöser Leistungssteigerung berücksichtigt. Sie sind das Ergebnis jahrzehntelanger Forschung des bekannten Wissenschaftlers **Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld.** «Titus-Perlen» werden hergestellt **unter ständiger klinischer Kontrolle des Berliner Instituts für Sexualwissenschaft.** Lassen Sie sich zunächst über die Funktionen der menschlichen Organe durch die zahlreichen fünffarbigen Bilder der wissenschaftlichen Abhandlung unterrichten, die Sie sofort kostenlos erhalten.

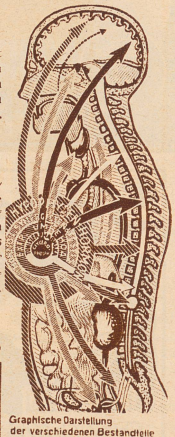
Preis 100 St. «Titus-Perlen» für Männer . . Fr. 14.–
«Titus-Perlen» für Frauen . . Fr. 15.50
Zu haben in allen Apotheken.

Versand durch die **Pharmacie Internationale, Dr. F. Hebeisen, Zürich, Poststr. 6 (14)**

Gratis-Gutschein: Pharmacie Internationale, Dr. F. Hebeisen, Zürich 1, Poststr. 6 (14). Senden Sie mir eine Probe, sowie die wissenschaftliche Abhandlung gratis. 50 Cts. in Briefmarken für Porto füge ich bei.

Name: _____

Ort: _____ Straße: _____



Graphische Darstellung der verschiedenen Bestandteile und der vielseitigen Angriffspunkte der „Titus-Perlen"

«Kurhotel!» lallte er. Das hervorbrechende Blut erstickte jedes weitere Wort.

Ich rief einen einsamen Radfahrer an, der die Ebbe zu einem Strandausflug benutzte, postierte ihn bei dem Unglücklichen und lieh mir sein Rad, um eilig nach dem Dorf zu fahren.

Ohne Aufsehen, während die meisten Badegäste noch ihre Mittagsruhe hielten, brachten wir den Verwundeten durch die Dünen nach dem Hotel. Ebenso still und geräuschlos wurde sein Balkonzimmer, das nach der Seeseite lag, in ein Krankenzimmer umgewandelt, damit die Seekühle, wenigstens am Abend, den Fiebernden erfrischen konnte.

Nach zwei langen Stunden, während der Unglückliche bewußtlos lag, trafen zwei Aerzte aus dem nahen Amsterdam ein.

Karel ter Borg stand auf den Zeitungen und Briefen, die das Zimmermädchen in den folgenden Tagen auf den Tisch des Krankenzimmers niederlegte. Vom Poststempel war abzulesen, daß einige Sendungen aus dem Haag kamen. Eine Nachforschung nach der Familie des Unglücklichen unterblieb auf den ausdrücklichen Wunsch des Kranken hin, den dieser mit den ersten schwachen Kräften deutlich genug zu erkennen gab.

Eine nicht von müßiger Neugier beeinflußte Frage beantwortete mir der Besitzer des Hotels mit der Vermutung, daß Herr ter Borg, der übrigens über ein be-

Das unvergleichliche Kräftigungsmittel

Nagomaltor schafft Kraft

Ladenpreise für **große Büchsen:** Nagomaltor Fr. **3.40,** Maltinago Fr. **2.50** u. **2.10,** mit **Rückvergütung.** Ueberall erhältlich. Nago Olten

Handels- und Privat-Auskünfte, Inkassi
in allen Ländern

BICHET & CIE.

vormals **ANDRÉ PIGUET & CIE.** Gegründet 1895
BASEL, Falknerstraße 4, Telephon 21.764
BERN, Bubenbergplatz 8, Telephon 24.950
GENF, Rue de la Croix d'Or 3, Tel. 47.525
LAUSANNE, Petit-Chêne 32, Tel. 24.230
ZÜRICH, Börsenstraße 18, Telephon 34.848
Zahlreiche Bureaux im Auslande. Verbindungen auf der ganzen Welt

ZEPHYR

reinigt
und
verschönt
den
Teint

STEINFELS ZÜRICH

5 Jahre Garantie

Glänzend bewährt
Beste Referenzen
Klosettsitz
mit echtem
Edel-Celluloidplatten-Ueberzug
A. ZINNIKER-MEIER & CO., BRUGG
Lieferung durch Großhandel

SPEZIALTOUREN DER Z·J
ausgewählt vom Wanderbund

Gültig bis Ende September 1933

3. Wanderatlas 1A „Zürich Süd-West"= Tour Nr. 7 kombiniert mit Nr. 9 (Halbtagestour)
Von Bendlikon-Kilchberg nach Adliswil und von dort nach Thalwil

Bestätigungsstellen: 1 Kilchberg Restaurant „Schloßgarten"; 2a Adliswil „Krone" oder 2b Hotel „Bahnhof"; 3a Thalwil Rest. „Katharinahof" oder 3b Restaurant „Seegarten" oder 3c Hotel „Adler".

Zum Ausgangspunkt (Bendlikon-Kilchberg)
a) Bahn von Zürich-Hbh. bis Kilchberg, 12.16, 13.05, 13.59, 14.50, ab; Fahrzeit ca. 18 Minuten (Fr. —.70).
b) Schiff von Zürich-Bahnhofstraße bis Bendlikon, 12.09 13.50, 14.45 ab; 25 Minuten (Fr. —.60).
c) Bahn von Wädenswil etc. nach Kilchberg, Wädenswil ab 13.20; ca. 23 Minuten (Fr. 1.10).

Rückfahrt.
a) Per Bahn von Thalwil 18.30, 19.33, 20.04 ab, Zürich-Hbh. an 18.55, 19.49; 20.34 (Fr. —.90).
b) Schiff von Thalwil „Krone" 18.46, 18.49, 19.27 ab, Zürich Bahnhofstraße an 19.33, 19.25, 20.14 (Fr. —.90).
c) Bahn von Thalwil nach Wädenswil etc. Thalwil ab 19.07, 19.40

WANDERPRÄMIEN:

1. Prämie	Gratisaufenthalt von einer Woche in einem an der Spezialtour gelegenen Hotel, nach freier Wahl. Zimmer und volle Beköstigung. Gültig bis Mitte 1934	Wert ca. Fr. 50.—
	Die Vergünstigung kann auch auf Familienangehörige übertragen werden, falls das Mitglied, dem die Prämie zufällt, verhindert sein sollte.	
2. Prämie:	Barometer	Wert ca. Fr. 25.—
3. Prämie:	in barem Gelde	Fr. 10.—
4.-10. Prämie:	Diverse Erzeugnisse aus der Gegend von Adliswil-Thalwil	Wert ca. Fr. 15.—
Einzelangaben erfolgen später.		**Gesamtwert Fr. 100.—**

4. Wanderatlas 1A: „Zürich Süd-West = Tour Nr. 30 kombiniert mit Nr. 23 und Nr. 31 (Tagestour)
Gratwanderung Waldegg-Uetliberg (Uto-Kulm)-Dürlerstein-Fallätsche-Baldern-Felsenegg

Bestätigungsstellen: 1 Waldegg: Restaurant „Waldesruh"; 2a Uetliberg: Restaurant „Uto-Kulm" oder 2b Hotel-Restaurant „Uto-Staffel" oder 2c Hotel-Restaurant „Annaburg" oder 2d „Berghaus Baldern"; 3 Felsenegg: „Berghaus".

Zum Ausgangspunkt (Waldegg)
a) Uetlibergbahn vom Bahnhof Selnau bis Uitikon-Waldegg. Zch.-Selnau ab: 6.48; 9.00 evt. 11.00 (15 Min.) **Fr. 1.—.**
b) Autobus ab Bahnhof-Wiedikon bis Waldegg (Halt auf Verlangen). Bahnhof-Wiedikon ab: Werktags 7.06, Sonntags 8.37 (12 Minuten) **Fr. —.80.**
c) Mit Tram 6 bis Albisrieden und auf Route 20a; mit Tram 3 bis Triemli und auf der Birmensdorferstr. bis Waldegg (je 40 Min.).

Rückfahrten und Rückwege.
1. Felsenegg auf Route 37 nach Adliswil (50 Minuten) und mit der Sihltalbahn nach Zürich; Adliswil ab: 16.59, 17.48, 19.28, 20.03, 20.34, 21.58 **(Fr. —.60).** Wer in Adliswil noch wanderlustig ist, benütze gleich schon bei der kathol. Kirche Route 7 über Leimbach bis zur Wollishofer-Allmend oder steige ins Dorf hinab und wandere auf Route 7 bis Kilchberg und von der Kirche auf Route 4 bis zur Tram-Endstation Wollishofen.
2. Gratwanderung weiter bis Albispaß (1 Stunde) mit Abstieg nach Langnau (50 Minuten) oder Gontenbach (1¼ Stunde). Abfahrt obgenannter Züge in Langnau etwa 10 Min. früher als in Adliswil.
3. Auf dem Grat wieder zurück bis Baldern und Abstieg auf Route 36 nach Leimbach (50 Minuten). Von Leimbach: Rückfahrt mit der Sihltalbahn oder weiter zu Fuß bis Wollishofen (25 Minuten).

WANDERPRÄMIEN

1. Prämie:	Gratis-Aufenthalt von einer Woche in einem an der Spezialtour gelegenen Hotel nach freier Wahl. Zimmer u. volle Beköstigung. Gült. b. Mitte 1934	Wert ca. Fr. 50.—
	Die Vergünstigung kann a. Familienangehörige übertragen werden, falls das Mitglied, dem die Prämie zufällt, verhindert sein sollte.	
2. Prämie:	Feldstecher	Wert ca. Fr. 30.—
3. Prämie:	in barem Gelde	Wert Fr. 25.—
4. Prämie:	ein Reisekorb	Wert ca. Fr. 10.—
5.-15. Prämie:	Diverse Erzeugnisse aus der Gegend der Spezialtour	Wert ca. Fr. 55.—
Einzelangaben erfolgen später		**Gesamtwert Fr. 150.—**

LUGANO und CASTAGNOLA
II. WINZERFEST und LANDWIRTSCHAFTLICH-INDUSTRIELLE AUSSTELLUNG
29. Sept. — 9. Okt. 1933
Fröhliche und sonnige Herbsttage im Strandbad Lugano-Lido
Extrazüge zu stark reduzierten Preisen

Erschöpfte Nerven
stärkt unsere altbewährte Kur. Aufklärungsschrift No. 14 op-kostenlos.
KURANSTALT Sennrüti 900 m ü. M. DEGERSHEIM

Für die Haare
Birkenblut
Wunder tut!
Spärlichen Haarwuchs, Haarausfall, Schuppen, Kahle Stellen
verschwinden in kurzer Zeit. Tausende freiwillig eingesandte Anerkennungen Fl. Fr. 3.75.
In Apotheken, Drogerien, Coiffeurgeschäften
Alpenkräuterzentrale am St. Gotthard, Faido
Birkenblut-Shampoon, der **Beste**
Birkenblut-Brillantine für schöne Frisuren

Sanatorium La Charmille Riehen bei Basel
Diätetische Kuranstalt. Krankheiten der Verdauungsorgane, Diabetes, Fettsucht, Gicht, Leber- und Nierenleiden.
Krankheiten des Herzens und der Gefäße. Nervenkrankheiten, Rekonvaleszenz von akuten Krankheiten. Erschöpfungszustände. — Psychotherapie.
Prospekte und nähere Auskunft durch die Direktion. Aerztl. Leitung: Prof. A. Jaquet.

deutendes Vermögen verfüge, vor kurzer Zeit aus Java heimgekehrt und, soviel er zu wissen glaube, keine nahen Verwandten in Holland habe.

Eine junge Pflegerin löste mich in meinen freiwilligen Krankendiensten ab. Sie hielt auch des Nachts bei ihm Wache.

Mit hartnäckiger Geduld ertrug der Kranke die Operationsschmerzen, hörte die Anordnungen des Arztes mit leichtem Kopfnicken an und befolgte sie, wie nur ein Mensch mit starkem Willen und eiserner Selbstbeherrschung es vermag.

Die Bewußtlosigkeit, die nach schweren Fiebern immer wieder auf Stunden eintrat, wich nach einigen Tagen einem totenähnlichen Schlaf, aus dem der Abgezehrte mit Bluthusten erwachte. Aber nach zwei Wochen wurde sein Blick klarer, sein Geist heller. Er erkannte mich und sah mir lange unverwandt in die Augen, prüfend, forschend, fast peinigend. Dann drückte er mir schwach die Hand.

Kein Wort fiel vorerst zwischen uns.

Er folgte meinen Handreichungen mit seinen harten Augen, nahm schweigend die ihm verordnete flüssige Nahrung aus meinen Händen und schlief wieder ein, nachdem er lange unbeweglich an die Decke gestarrt hatte.

Als der Arzt ihm das Sprechen wieder erlaubte, winkte er mich heran und streichelte meine Hände — er selbst lag auch ferner da mit fest geschlossenen Lippen. Ich redete ihm zu und erzählte unter anderem, wie jedermann im Hotel glaube, daß er das Opfer eines Blutsturzes geworden sei. Das schien ihm unendlich wohlzutun. Als aber der Arzt die Adresse seiner Verwandten erbat, richtete er sich zum erstenmal selbständig auf und seine Augen wurden streng, als er deutlich sagte:

«Nicht! Nicht! Ich will es nicht!»

In der Folge wurde ihm gestattet, jeden Tag eine Spanne länger, in einem bequemen Stuhl am Fenster zu sitzen.

Er sah von nun an stundenlang schweigsam auf die See hinaus. Er sah in der Ferne die großen Ozeandampfer vorüberziehen. Er sah die ungezählten Segler der Fischerflotte Montags aus dem Hafen auslaufen und am Freitag wieder heimkehren. Er sah die alten, hinfälligen Fischer, die, zu keiner rechten Arbeit mehr nütze, mit eingefallenen Wangen, krummen Knien, mit den Händen in den sackartigen Hosen und schweren Holzschuhen an den Füßen, tabakkauend oder rauchend in Trüppchen zusammenstehen.

Wie diese mit billigen Messingrohren die Fahrzeuge auf dem Meere stundenlang beobachteten, so saß auch er, ein einrohriges Zeißglas vor das rechte Auge haltend, am Fenster vor der Ferne und träumte in die blaue Weite, manchmal in unterdrückten Schmerzen stöhnend.

Ganz allmählich begann er endlich zu reden. Mit Vorsicht schloß er sich auf, erzählte von Java, wo er siebenundzwanzig Jahre in einsamer Abgeschlossenheit gelebt hatte, berichtete, zögernd und stockend, von Erlebnissen aller Art, von Jagden und Abenteuern, von fremden Sitten und Gewohnheiten, von südländischen Pflanzen und Tieren, erzählte von krummen und geraden Menschen und gestand seine Hoffnungen und Entbehrungen.

Ich staunte über die reichen Kenntnisse dieses Ueberseers, der, wie er mir versicherte, heute wie damals nur in der Lektüre geschichtlicher Bücher Erholung und Trost, Bereicherung und Vergessen gesucht hatte.

War ich anfangs durch Karel ter Borg eigenartig angezogen worden, so fühlte ich mich jetzt gefesselt, und als sein Leben außer Gefahr war, blieb ich auf sein Bitten in seiner Gesellschaft, als er die ersten mühsamen Gehversuche am Strand machte. Ich fügte mich auch darein, als er in einem Anfall wiederkehrenden Mißtrauens eine Zeitlang wortkarg und von neuem menschenscheu wurde. Mit tieferem Vertrauen lohnte er später dieses Verhalten, und als ich nach fünfwöchigem Aufenthalt an der See in die Heimat zurückfuhr, glaubte ich, den Holländer zum Freunde gewonnen zu haben.

Das war freilich eine Täuschung.

Zweimal schrieb ich an Karel ter Borg; aber nur ein einziges Mal wurde mir eine Antwort zuteil, die nicht einmal eine Briefseite füllte. In seine alte Menschenscheu zurückgefallen, teilte er mir ziemlich geschäftsmäßig mit, daß er sich zur weiteren Erholung nach dem Süden begeben werde.

Das war alles.

Die Schrift war kaum leserlich. Er schrieb auf liniertem Papier. Die Buchstaben waren kaum höher wie die Linie, so daß die Briefseite auf einige Entfernung aussah, als habe man das weiße Blatt mit einigen Reihen Telegraphenzeichen bedeckt.

Das Erlebnis an der Nordseeküste ging mir nach. Immer wieder mußte ich an den ruhig und starr dasitzenden Menschen denken, der nur zuweilen den Kopf bewegte, der, wie eine Schildkröte umpanzert, nun manchmal den Kopf vorsichtig aus dem Gehäuse schob, kaum aß, kaum zu atmen schien.

Ja, die Eindrücke waren mir so gegenwärtig, als ob ich sie vor kurzem erlebt hätte.

So kam der Sommer heran.

Drei Jahre waren dahingegangen.

Ich weilte am Vierwaldstättersee, hatte mich in Brunnen behaust, schritt eines Tages die Axenstraße entlang und gedachte mit der Bergbahn nach Morschach hinaufzufahren. Da aber der Zug mir vor der Nase davonfuhr, erging ich mich noch eine kurze Strecke auf der Axenstraße, hatte gerade den Tunnel passiert, hinter dem vom hohen Steilufer herab die Aussicht auf den See entzückend sich weitet, als ein Kraftwagen aus dem Tunnel herausfuhr, so daß ich schleunigst zur Seite treten mußte.

Ein Herr mit großem Panamahut, in einen sandgelben Anzug aus Rohseide gekleidet, der neben mir stand und über die Brüstung der Straße gerade in die Tiefe geschaut hatte, richtete, durch den Staub der Straße zum Husten gereizt, sich mißmutig auf, hielt ein Taschentuch vor die Nase und sah sich drohend um.

«Aus meinem Weg!» sagten die Augen.

Es war Karel ter Borg. Ich hatte ihn sofort erkannt. Er war, obwohl erst ein Fünfziger, fast ganz weiß geworden. Mit einem zerstreuten Lächeln reichte er mir die Hand, etwas fester wie damals, tat, als hätten wir uns gestern erst gesehen und lud mich, als er meine Absicht, nach Morschach hinaufzufahren, erfuhr, kurzerhand ein, im Hotel Axenstein, wo er wohne, mit ihm den Tee zu trinken. Ich nahm gern an. Sein Gang war immer noch schleppend und unbeholfen wie seine Redeweise. Seine Menschenfeindlichkeit schien noch gewachsen. Fast jeden Menschen betrachtete er mißtrauisch und antwortete dem Bahnschaffner fast gereizt.

Wir saßen auf der schönen Terrasse des Hotels wohl zwei Stunden in der milden Sonne und sahen, weit über das Tal und den See erhoben, in die starken Farben, in die scharfen Züge der Täler und Berge hinein. Vor uns, jenseits des Urnersees, erhoben sich der Seelisberger Kopf, der Ober- und Niederbauen. Karel ter Borg aber richtete, sein kurzes Fernglas vor dem rechten Auge, den Blick auf den Urirotstock, auf dessen Firn er als winzig schwarze Punkte Menschen entdeckt hatte. Er reichte mir das Glas und sagte:

«Sehen Sie, so klein sind die Menschen bei dieser gewiß geringen Entfernung, die Himmelstürmer! Ob sie wohl vom Himmel aus überhaupt sichtbar sein werden, diese Ameisen!»

Auf dem Urnersee pflügte ein Dampfer die Bläue des Seespiegels.

«Die Dampfer sind wie Nußschalen», wies er nach der Tiefe; «wenn ein Regentropfen hineinfällt, werden sie umschlagen. So leicht hat es unser Herrgott!»

Er lachte dazu und es klang hart und gebrochen. Lachend erwiderte ich:

«Für die Menschen, die gern Herrgott spielen, ist freilich alles klein!»

«Ich habe nie Herrgott gespielt», sagte er langsam und ernst, «ich wollte nur sagen, daß Gottes Mittel, uns zu regieren, nur so klein zu sein brauchen, weil wir so nichtig sind. Wir schätzen alles aus der Nähe und sehen deshalb falsch. Wie groß sind die Entfernungen zwischen den nächsten Verwandten, zwischen den Menschen und den Dingen gar!»

Dann schwieg er, saß im blauen Rauch seiner Zigarre und nippte vorsichtig an seinem Teeglase. Nun hatte ich Gelegenheit, Karel ter Borg aufmerksam betrachten zu können. Er war noch hagerer geworden. Die übereinandergeschlagenen Beine, das spitze Knie waren nur noch Knochen, die Schläfen eingefallen. Das Auge lag tief in der hautigen Höhle. Die Nase sprang hart vor. Der Hals war dürr, wie eingetrocknet; nur die deutlich heraustretenden Muskelstränge des Genickes erschienen wie die eines Menschen, der früher Lasten getragen, und die linke Hand hielt er krampfhaft geballt.

Auf meine Frage nach seiner Gesundheit kam er selbst auf den Unglückstag an der holländischen Küste zu sprechen, und ich gewann bald den Eindruck, daß er die Absicht habe, mir eine Erklärung zu geben. Da ich aber in seine Geheimnisse nicht eindringen wollte, sprach ich von diesem und jenem; er kam aber immer wieder auf die seltsamen Umstände, die unsere Bekanntschaft vermittelt hatte, zurück und begann nach meiner Versicherung, wie glücklich ich damals über das Anzeichen der beginnenden Genesung gewesen sei, als er nach trostlosem Warten und Stilleliegen endlich das erste Wort gesprochen habe, langsam und stockend zu reden:

«Als ich in Brigin bei Soerabaya unter den Javanern hauste, war ich jahrzehntelang einsam. Ich habe in dieser Zeit nur kurze Befehle gegeben und sonst fast immer geschwiegen. Ich war vom Leben so gut wie völlig abgeschnitten, hatte als Aufseher einer Pflanzung, die zu einer großen Unternehmung gehörte, hundert Kulis und Eingeborene unter mir und viel Arbeit.

Ich lernte Einsamsein wie man eine schwierige Arbeit erlernt. Ich lernte die Menschen entbehren.

Ich habe als Waise schwere Jugendjahre gehabt, hatte so gut wie keine nahen Verwandten und stand nur mit zwei Menschen in brieflichem Verkehr. Der eine starb bald auf Sumatra am Fieber und der andere ist seit seiner Verheiratung meinem Gesichtskreis entschwunden.

Jedes Jahr kam ich zweimal geschäftlich nach Soerabaya. Dort konnte ich holländisch reden, aber ich gewann keinen Anschluß. Mein Vorgesetzter, der Administrator der Gesellschaft, ein Wüstling, der keine eingeborene Arbeiterin, die ihm in den Weg lief, verschonte, machte mir den Aufenthalt auch nicht angenehmer.

Er hielt mich jahrelang nieder, bespöttelte meine bessere geistige Bildung, peinigte mich, weil ich aus gutem Hause war und warf seinen Haß auf mich, als der Amsterdamer Direktor unserer Gesellschaft bei einer Visitationsreise mich stark bevorzugte und meine Pflanzung als die einzige bezeichnete, die seinen Anforderungen völlig entspräche.

Mit den Inländern redete ich nur javanisch. Große Kenntnisse in dieser schweren Sprache habe ich mir nie erworben. So war ich also mit meinen Gedanken stets allein.

Anfangs half ich mir so, daß ich alles, was ich las, Geschichtsbücher und philosophische Schriften, mit mir selbst laut besprach. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß ich nach vielem lautem Sprechen heiterer wurde; es kam mir so vor, als ob ich in Gesellschaft wäre, kurz, ich empfand die Last der Einsamkeit, die mir wie ein bohrender Schmerz in der Brust saß, weniger peinlich. Auch war es mir deshalb ein Bedürfnis, laut zu sprechen, weil ich, da die Einsamkeit nachdenklich und gedankenschöpferisch macht, unter dem Druck der Gedanken litt. Das laute Sprechen befreite mich.»

«Warum schreiben Sie Ihre Gedanken nicht auf?» fragte ich ganz absichtslos.

Da antwortete Karel ter Borg rauh und bitter:

«Sehen Sie, auch Sie finden das laute Sprechen töricht! Ich habe es später auch gelassen, weil die Javaner, wenn sie mich reden hörten, die Köpfe zusammensteckten. Einige glaubten, ich betete laut, andere hielten es für eine Krankheit.»

«Aber ich bitte, so meinte ich es doch nicht . . .», unterbrach ich.

Er aber ließ mich nicht ausreden.

«Sie haben ganz recht, man soll solche Dinge nicht tun, ich tat es ja nur, weil ich holländisch reden hören wollte. Das Schreiben war mir immer eine Qual, und das laute Selbstgespräch erleichterte mich. Mein Administrator aus Soerabaya, von dem ich vorhin sprach, sagte zu mir, als er einst auf meiner Pflanzung herumstolperte und mich zufällig laut mit mir selbst sprechen hörte:

«Lassen Sie diese Verrücktheiten! Sie machen sich lächerlich und die Leute kopfscheu.»

Seit der Zeit nahm ich mir vor, es zu lassen. Lange habe ich allerdings nicht ausgehalten.»

«Sie haben geheiratet?» rief ich.

Der Holländer sah mich einen Augenblick mit harten unbewegten Augen an, dann sagte er:

«Nein, ich habe damals nicht geheiratet; auch gibt es nur wenige weiße Frauen, die ins Innere mitgehen. Die Holländerinnen gehen ungern nach Indien, vielleicht in die Städte, aber in die Wildnis? Ich half mir anders. Ich kaufte mir einen großen Hund, mit dem ich holländisch reden konnte. Wenigstens nahm jetzt niemand mehr Anstoß daran. Aber wieviel läßt sich mit einem Hund reden?

Im vierten Jahre meines Aufenthaltes in Indien wurde ich von Soerabaya nach Kobaya Massa versetzt, noch weiter ins Innere. Dort starben die Hunde, die ich mir hielt, schnell weg, und ich mußte mich schließlich mit einem bissigen, unfreundlichen Köter begnügen, denn die reinrassigen Hunde vertrugen das Klima nicht. Bald aber bekam ich andere Gesellschaft.

In meinem Garten saßen die Affen auf den Palmen und ich brachte es mit viel Ausdauer dazu, daß einer sich zu mir gewöhnte. Ich nannte ihn Joko. Er wurde der Freund meiner Einsamkeit, und ich kann sagen, daß mich das treue Tier vor vielem bewahrt hat.

Da aber Joko nicht zu bewegen war, mir ins Haus zu folgen, ersuchte ich in Soerabaya um die Erlaubnis, eine kleine Halle vor mein Wohnhaus bauen zu dürfen. Ich hatte gemerkt, daß das Tier bis zu den Treppenstufen mir folgte, weiter aber nicht, und es war Aussicht vorhanden, daß es mir wenigstens in die Halle nachkommen würde. Der Administrator schlug mir rund die Bitte ab, verwies mich mit groben Worten auf meine Arbeit und bemerkte am Schlusse seines Briefes, daß ich der erste Aufseher wäre, dem die Wohnstätten der Gesellschaft nicht genügten.

Ich baute aber die Halle doch, aus eigener Tasche, und hatte wirklich die Freude, daß Jako mit hineinkam.

Nun begann ein erträgliches Leben für mich. Zu allen Mahlzeiten stieg er vom Baume herab und leistete mir Gesellschaft. Wenn ich abends, von der Sonne versengt, todmüde heimkam, brachte er mir den ersten Gruß. In der Einsamkeit wird man empfänglich!

Von jeder Speise bekam Joko sein Teil. Selbst von meinem Oranjebitter, den ich nach dem Essen trank, leckte er einige Tropfen von meinem kleinen Finger. Und wie treuherzig er das tat!

Wenn man einsam ist, lernt man nicht nur sich kennen: ich wußte in jedem Augenblicke, was das Tier dachte und fühlte. Keine Miene blieb mir unverständlich. Und was nicht aus dem Gesicht des klugen Tieres sprach, das dachte ich hinein.

Schließlich war ich in den Affen richtig verliebt. Das kam so:

Ich hatte in meiner Jugend eine Italienerin geliebt. In «de Nes» von Amsterdam hatte ich sie kennengelernt. Sie war schön und verdorben. Aber ich habe sie geliebt wie nie eine Frau vor und nach ihr. Kurz, sie war das Weib, wie es nur einmal im Leben zum Manne kommt. Eines Tages war sie mit einem Matrosen verschwunden. Ich habe sie nie wieder gesehen, aber vergessen habe ich sie bis heute nicht.

Wenn ich nun Joko, den Affen, ansah, glaubte ich immer eine flüchtige Aehnlichkeit mit der Italienerin zu erkennen. Er hatte tiefbraune, große Augen wie Julietta. Und wenn die Italienerin in die Ferne blickte, dann

senkten sich träumerisch, fast blöde die schweren Augenlider über das große schöne Auge. In solchen Augenblicken sah ihr täuschend der kleine Joko ähnlich, wenn er bettelte.

Ein herber, schmerzlicher Zug um das Auge der Südländerin fand sich auch im Gesicht des Affen, besonders beim Genusse bitterer Früchte. Am deutlichsten aber war die Aehnlichkeit mit Julietta, wenn Joko beobachtend seitwärts blickte.

Einmal übermannte es mich derart, daß ich ihn laut lachend in die Höhe riß, wofür er mich durch mehrtägige Abwesenheit bestrafte und ein scharfes Geschrei ausstieß, wenn er mich nur aus der Ferne erblickte.

Fünf Jahre war er mein treuer Freund. Es war eine glückliche Zeit! An einem Ostertag hat ihn mein Hund, der bissige Köter, der — schon lange eifersüchtig — Joko antraf, wie er ohne mich zu tafeln begann, in der Halle erwürgt.

Dann begann wieder mein Leiden — ich entrinne ihm nicht wohin ich auch gehe ... das ewige Entbehren ... die ewige Leere ... es ist ein Hunger, der nicht zu stillen ist ...»

«Haben Sie keinen einzigen Menschen gefunden?»

«Ja! Solche, die Geschäfte mit mir machen wollten! Menschen! ... Jedes Tier ist mir lieber. Wer war unter all den Menschen, die ich kennengelernt habe, so dankbar und anhänglich wie Joko?»

Ich war bewegt. In den Anblick der Landschaft versunken, schwiegen wir lange. Endlich sagte ich:

«Sie sehen zu schwarz, Herr ter Borg. Vielleicht sind die Menschen doch anders. Haben Sie sich einmal die Mühe genommen, einen einzigen Menschen liebzugewinnen, ihn zu erobern, alles das erst selbst zu geben, was Sie verlangen? Denn es ist doch in den meisten Menschen gewiß soviel Güte, wie wir selbst in sie hineingepflanzt haben!»

«Man sollte es annehmen», sagte Herr ter Borg, «wenn man soviel für andere geopfert hat wie ich. Ich habe der Frau meines Administrators in Soerabaya, die gern selbst kutschierte, ich darf wohl sagen, einmal das Leben gerettet. Ich hielt ihr durchgehendes Pferd, das durch Stechfliegen verrückt geworden war, auf und geriet dabei unter das Fuhrwerk. Seit dieser Zeit ist mein Arm unbrauchbar. Das ist nur eins von vielen.»

Der Holländer hob den Arm, dessen Finger er zur Faust gekrampft hielt, vorsichtig auf und ich sah, was ich früher nie bemerkt hatte, daß sein linker Arm im Ellbogengelenk steif war.

«Der Mann dieser Frau», fügte er hinzu, «um derentwillen ich dies Zeichen trage, besuchte mich, als ich noch von ihm abhängig war, auf Kobaya Massa. Er lärmte, weil ich die kleine Halle mir gebaut hatte, befahl ihren sofortigen Abbruch und aß mit seiner Frau, die ihn begleitet hatte, an meinem Tisch. Ich selbst lebte einfach, aber ich bewirtete ihn gut und stellte auch Wein auf den Tisch. Ich enthielt mich, solange ich in den Tropen lebte, soviel als möglich der geistigen Getränke, besonders hütete ich mich vor allen Exzessen. Ich goß mir auch ein Glas Wein ein, widerstand aber dem Wunsche meines Vorgesetzten, noch mehr zu trinken! Da schrie er mich an:

«Sie sind eine elende Strebernatur, Sie warten wohl schon auf die Adminastratur in Soerabaya!»

Seine Frau wagte nicht zu atmen, wenn ihrem Gatten die Ader schwoll; sie sah mich mit einem unbeschreiblichen Blick der Güte an und bat mit den Augen: Bitte, erregen Sie ihn nicht!

Ihr Gatte aber war aufgestanden und in ein benachbartes Zimmer getreten. Dies Zimmer war unmöbliert, nur ein hoher Spiegel stand in einer Ecke, den ich von meinem Vorgänger übernommen hatte.

Als dieser das Haus mir übergab, bat er mich, den Spiegel, den er nicht transportieren könne, ihm abzukaufen. Er habe einst dasselbe getan, als sein Vorgänger auszog.

«Was ist denn das hier?» rief mein Vorgesetzter aus der dunklen Stube. Ich folgte ihm nach und versuchte scherzend zu sagen:

«Das sind die Anfänge zu meinem Salon!»

In diesem Augenblick erschien seine Frau mit der Lampe in der Tür. Beim Scheine des Lichtes sah ich das rote Gesicht meines Vorgesetzten in dem Spiegel. Der Spiegel schien aber beschmutzt. Ich trat näher und bemerkte, daß in den Spiegel hineingespien war. Ich zitterte am ganzen Körper, aber ich beherrschte mich, nahm der Dame die Lampe aus der Hand und ging, damit sie des Flecks im Spiegel nicht gewahr wurde, zurück zur Tür. Ich schämte mich für ihren Gatten, schämte mich über meine Feigheit.

«Das ist also Ihr Salon?» sagte sie in einem liebevollen und bedauernden Tone.

«Jetzt nicht mehr», erwiderte ich.

Mein Vorgesetzter lachte höhnisch auf, rannte einen Stuhl um und schlug die Türe hinter sich zu ... er ist nicht der Erste gewesen, der mir eine Tür zugeschlagen, und nicht der Letzte, der mir in den Spiegel gespien!»

Karel ter Borg trocknete den Schweiß von der Stirn.

«Haben Sie nicht später auch bessere Erfahrungen gemacht?» fragte ich leise.

«Mit Menschen? Nein!» Es klang fast grob.

«Aber ich darf nicht ungerecht sein», fügte er hinzu. «Ich habe einen chinesischen Geschäftsfreund gehabt, der ein sehr edler Mensch war. Der vornehme Chinese, müssen Sie wissen, ist der edelste Mensch.»

Berliner Insektenbörse.

Einmal im Jahr schlagen die Herzen der Schmetterlings- und Käfersammler höher. Am Tage der Insektenbörse, die in Berlin in einem großen Saale abgehalten wird und Tausende von Menschen anlockt, die die Beute des Jahres verkaufen, vertauschen oder Neuerwerbungen tätigen wollen. Die Jagdbeuten aus den entlegensten Erdteilen liegen hier zum Kauf und Tausch aus. Insektenhändler, Museumsdirektoren, Entomologen, Schüler ziehen an den verlockenden Kästen vorbei. Für seltene Exemplare, besonders von Schmetterlingen, werden Riesenpreise bezahlt

Da trat mit einem gewinnenden Lächeln ein älterer Herr auf den Holländer zu, verbeugte sich tief und fragte:

«Ist es jetzt genehm?»

«Gern, bringen Sie!» sagte ter Borg.

Als der andere gegangen war, wagte ich zu fragen:

«Ist das einer Ihrer Freunde?»

Da lachte ter Borg grimmig auf.

«Nein, nein, das ist ein Edelsteinhändler aus Amsterdam, der mich überall zu finden weiß. Der Himmel mag wissen, wo der meine Adresse immer auftreibt.»

«Edelsteinhändler?» fragte ich.

«Ja Edelsteine, das ist eine meiner Passionen!»

Ter Borg rief einen Kellner und ersuchte ihn, die Fenster zu schließen. Die Hauskapelle hatte begonnen; dem Holländer schien die Musik Schmerzen zu bereiten. So sehr hatte sich sein Gesicht verzerrt.

Der Kaufmann aus Amsterdam erschien wieder; er trug einige kleine Etuis, die mit dunkelrotem Samt ausgekleidet waren und begann nach den üblichen Entschuldigungen sein Geschäft. Er öffnete die Samtbehälter, in denen je vier Papierhülsen lagen, wie sie ein Apotheker für allerlei Pulver zusammenzustecken versteht. Jedes dieser zusammengefalteten Papiere enthielt einen Edelstein.

Ein wundervolles Stück war darunter: ein spanischer Topas, eine goldklare Pyramide, die wie ein stilisiertes Matterhorn aussah, denn der Kristall saß auf einem breiteren glitzernden Fuße.

Karel ter Borg reichte mir mit leuchtenden Augen das schöne Exemplar, und es ging ein Aufheitern über sein Gesicht, das mich ergriff. Ich nahm behutsam das Etui auf und betrachtete, meine Bewegung verbergend, durch ein Vergrößerungsglas, das mir der Händler beflissen gereicht hatte, lange den schönen Stein.

«Eine entzückende Arbeit!» sagte ich, das Stück zurückreichend.

«Arbeit?» lächelte ter Borg. «Er ist ja ungeschliffen!»

«Ungeschliffen?» wiederholte ich.

«Jawohl», bestätigte der Händler, «Herr ter Borg kauft nur ungeschliffenes Gut!»

Eine ansehnliche Dame mit einem ungefähr zwölfjährigen Mädchen ging vorüber.

Plötzlich wandte sich das Kind und rief auf holländisch ter Borg an:

«Papa, ich mache mit Mama einen Spaziergang nach Brunnen!»

Mein Nachbar erhob sich, zog seinen Hut wie vor Fremden und verneigte sich.

«Ihre Gattin?» fragte ich erstaunt.

«Jawohl», sagte ter Borg, «meine Frau und meine Tochter», und beugte sich mit geschärften Augen über den ungeschliffenen, schönen Edelstein.